es war tatsächlich nur ein grauer, ganz gemeiner Arbeitselefant, den der verflixte Tempeldiener — rechtzeitig entschlüpft — dem Yankee aufgebunden hatte!

Das gab denn ein Gelächter, wie es Amerika noch nicht gehört! Ach nein: die Witzblätter der ganzen Welt wetteiferten mit „Punch", den geleimten Alten aufzuziehen. Viele „gute Freunde" gönnten ihm den Schlag, und jeder von den Hunderttausenden, die das Untier anzugucken kamen, fragte ihn, wie er, der schlaue Kopf, nur gar so dumm gewesen sei!

Barnum aber, als ein Mann, der immer dann auf seine Rechnung kam, wenn die Leute lachten, lachte besser als sie alle; denn er lachte sich ins Fäustchen: selbst mit einem weißen Elefanten hätte er die siebenhundertdreißigtausend Dollar nicht verdienen können, die ihm dieser graue, ganz gemeine, eintrug! Und die Spesen fielen ja nicht ins Gewicht; denn er hatte selbstverständlich nie daran gedacht, erst nach Indien zu fahren, um unter Beistand seines schweigsamsten und treuesten Gehilfen den schlechtesten seiner zwanzig Elefanten . . . schwarz zu malen und auf den Namen Toung Taloung zu taufen!

Der Teufel im Bart

Skizze von Georg von der Gabelentz, Dresden.

Es ist eine wahre und höchst wunderliche Geschichte, von der die Alten in der Stadt noch heute zuweilen mit Heiterkeit sprechen.

In das Geschäft des Barbiers, dem Gasthof zum Schwan gegenüber, trat eines Morgens ein ansehnlich gekleideter Herr von etwa vierzig Jahren, hängt den Hut an den Haken, und als der alte Barbier mit höflicher Verbeugung nach den Wünschen des gnädigen Herrn fragte, sagte er:

„Rasieren Sie mich! Aber sorgfältig und gründlich."

„Bitte, das geschieht bei mir immer", erwiderte der Barbier und bot dem Gast den Stuhl vor dem Spiegel an.

„Nun, das müssen Sie erst mal beweisen", äußerte der Fremde, indem er sich in den Sessel warf und die Beine von sich streckte. „Ich habe nämlich den Teufel im Bart."

Der Barbier band seinem Gast die Serviette um und sah ihn im Spiegel mit einem etwas verdutzten Lächeln an: „Den Teufel, mein Herr? Haha, wieso den Teufel?" — Er holte Messer, Pinsel und Seifennapf herbei.

„Ich habe nämlich einen ganz gefährlichen Bartwuchs. Es kommt vor, daß ich, wenn ich nicht richtig rasiert werde, manchmal nach einer halben Stunde wieder aussehe wie ein afrikanisches Stachelschwein."

Der Barbier schlug emsig Schaum und lächelte noch immer dienstbeflissen und verständnislos. „Na, das ist doch wohl nicht möglich."

„Es ist aber so", versicherte der Fremde ungeduldig, „und es kommt daher, daß mich als jungen Kerl mal so ein altes Zigeunerweib besprochen hat. Ich hatte nämlich über ihren Schnurrbart Witze gerissen."

Der Barbier schlug jetzt den Schaum mit sachlicher Miene; man mußte einen solchen Fall ernstlich betrachten.

„Sehr merkwürdig, Herr; in der Tat, ich habe so etwas noch nie gehört. Aber das stimmt, es ist eine eigene Sache mit diesen alten Zigeunerinnen. Da geschieht mancherlei. Ich gehe ihnen gern aus dem Wege. Aber seien Sie unbesorgt, wenn ich Sie rasiere . . ."

„Nun, nicht gar so stolz! Sind Sie Ihrer Kunst so sicher, daß Sie einen Zehner dran wagen würden?"

„Ei gewiß!"

„Ein Mann, ein Wort?"

Lachend zog der Barbier aus der Tasche einen Zehnmarkschein und legte ihn ohne Zögern vor den Spiegel in eine Porzellanschale. „Sie dürfen ihn holen, mein Herr, wenn heute nachmittag auch nur das kleinste Härchen auf Ihren Backen zu entdecken ist!"

Dann seifte er den Fremden ein und rasierte ihn so sorgfältig, daß auch nicht die geringste Bartstoppel mehr zu sehen war.

Der Gast trocknete sein Gesicht und betrachtete sich zufrieden im Spiegel. Als er aber zahlen wollte, bemerkte er, daß er die Börse im Gasthof gelassen.

„Sehen Sie, da hat es mir schon wieder einen Schabernack gespielt! Sie müssen einen Augenblick warten, bis ich mir im Schwan meine Geldtasche geholt habe." Er eilte über die Straße und verschwand durch die Tür des Gasthofes.

Der Barbier macht unterdessen im Laden Ordnung. Auf einmal, kaum fünf Minuten sind vergangen, rennt der Fremde durch die Tür, das Gesicht wieder mit Stoppeln bedeckt. Aergerlich haut er seinen braunen Hut auf den Haken und wirft sich wieder in den Stuhl, den er eben erst verlassen.

„He", ruft er wütend, „hab ich's Ihnen nicht gesagt, daß ich den Teufel im Bart habe? Sehn Sie nur mein Gesicht! Nun fangen wir die langweilige Geschichte von neuem an! Ich hab' bloß den Trost, daß ich diesmal zehn Mark dabei gewonnen habe."

Dann nimmt er den Geldschein aus der Porzellanschale und schiebt ihn in seine Tasche.

Der Barbier staunt, sieht sich den Bart an, steht vor einem Rätsel. Nein, so etwas hat er noch nicht erlebt. Und mit bekümmerter Miene — zehn Mark sind kein Hosenknopf — beginnt er seine Arbeit von neuem, seift den Gast abermals gehörig und unter vielen Worten des Erstaunens und der Entschuldigung ein und fährt mit dem neu geschärften Messer her und hin und auf und nieder, bis von häßlichen Stoppeln so wenig zu sehen ist wie auf den Wangen eines Backfisches.

Diesmal scheint die Sache gründlich erledigt. Der Gast zahlt die geforderten dreißig Pfennig, bedankt sich und kehrt befriedigt in den Gasthof zurück.

Am Nachmittag sieht der Barbier drüben vor dem Gasthause einen geschlossenen Wagen halten. Hinten ist ein Lederkoffer aufgeschnallt, und der Wirt verbeugt sich am Schlag. Augenscheinlich fährt jemand ab. Da der Gast von heute morgen dem Barbier beiläufig gesagt hat, daß er am Nachmittag mit einem Wagen weiter ins Gebirge reisen wolle, so tritt der Barbier neugierig auf die Straße. Vielleicht, daß er den Gast mit dem teuflischen Bart noch einmal sehen und beobachten kann, ob dem etwa die Stoppeln abermals gewachsen. Sollte das aber geschehen sein, so nimmt er sich vor, davonzulaufen; dann mag den rasieren, wer will.

Jetzt ziehen die Pferde an, und richtig, schaut da zum linken Fenster der Fremde heraus, erkennt den Barbier und nickt ihm lächelnd zu. Der Barbier dankt mit einer höflichen Verbeugung und stellt mit Freuden fest, daß jener gut rasiert zu sein scheint. Aber insgeheim wurmt es ihn noch immer, daß er seine zehn Mark verloren hat, und er bleibt in Gedanken daran mitten auf der Straße stehen. Da, der Fremde schaut ja nicht nur zum linken Fenster heraus, sein wunderbar rasiertes Gesicht blickt auf einmal auch aus dem rechten hervor!

Das wird dem Barbier denn doch zuviel. Treibt der Teufel etwa hier sein Unwesen schon am hellen Tage?

Spornstreichs rennt er in den Schwan hinüber. „Herr Wirt, sagen Sie um des Himmels willen, wer ist der Herr, der da eben abgereist ist?"

Der Wirt sieht den erregten Barbier erstaunt an: „Der Herr? Das sind zwei Herren."

„Wieso?"

„Nun eben, wie ich sage, zwei! Zwillingsbrüder! Sehen einander so ähnlich, wie eine Weinflasche der andern. Es scheinen lustige Schelme zu sein, sie lieben einen guten Tropfen."

„Zwei? Da soll sie doch alle beide der und jener holen!"

Langsam kehrt der Barbier in seinen Laden zurück. Es hat lange Zeit gedauert, bis er es über sich brachte, zu erzählen, wie ihn die Kerle genasführt haben.

Der Landstreicher

Skizze von Martha Kranz-Berlin.

Der Park von Dolgenhain grenzte an den dahinter liegenden Wald. Durch den Wald floß sanft und friedlich ein Bach. Jetzt aber rauschte er aufgeregt und unbändig durch sein viel zu enges Bett, schäumte über die Ufer und riß alles Erreichbare mit sich fort. Ueber diesen Bach führte eine Brücke, die von den Bewohnern des Gutes Dolgenhain mit Vorliebe benutzt wurde, weil man dadurch den Weg zur nächsten Stadt bedeutend abkürzte, während die Landstraße einen Bogen beschrieb. Eine ziemlich steile Böschung verband die Brücke mit dem Waldweg oben, so daß man Bach und Brücke erst sah, wenn man am Rande der Böschung stand.

Frau Dolgenhain hielt ihr Gut musterhaft in Ordnung. Als ihr Ehemann in den Krieg gezogen war, hatte sie den Betrieb fest in die Hand genommen. Und erst recht, als die Nachricht kam, daß er für das Vaterland gefallen war. Ihre Kinder erzog sie zu aufrechten Menschen und weckte in ihnen die Fähigkeit, das Rechte zu erkennen und zu tun. Zwei Söhne gingen noch zur Schule, ihre achtzehnjährige Tochter Annie aber war in allem ihre rechte Hand.

„Annie!" rief die Gutsfrau am Morgen, „die Blesse macht mir Sorge. Sie gibt die meiste Milch. Ich möchte sie nicht verlieren. Fahre in die Stadt und hole den Tierarzt."

Sie ließ ein schnelles Pferd anspannen und Annie ergriff die Zügel. Auf ebenen Wegen durchmaß sie schnell den Park und war über die Mitte des Waldes hinaus, da sah sie in einiger Entfernung einen Mann gerade auf sich zukommen. Ihre scharfen Augen sahen deutlich, wie abgetragen seine Kleidung war. Kein Zweifel, es war ein Landstreicher. Was wollte der von ihr? Gewiß nichts Gutes. Und wie um ihren Verdacht zu bestätigen, schwang der Fremde jetzt einen wohl vom Waldboden aufgerafften Baumast. Dazu schrie er etwas, das Annie nicht verstand. Das Herz des jungen Mädchens begann wild zu schlagen. Weit und breit war kein Mensch, der ihr hätte helfen können. Sie trieb das Pferd an und gab die Zügel frei. Das Tier setzte sich in scharfen Trab. Der Landstreicher war auf die Seite gesprungen, um nicht überrannt zu werden, dann lief er neben dem Pferde her und versuchte die Zügel zu ergreifen. Annie nahm die Peitsche.

„Halten Sie an!" schrie der Fremde. Und dann noch etwas von der Brücke, das Annie in der Aufregung gar nicht begriff. So ging die wilde Jagd, bis sie die Brücke erreicht hatten. Da war es dem Manne gelungen, die Zügel zu erfassen. Er wurde noch ein Stück mitgerissen, wobei seine Beine bis über die Knie ins Wasser schlugen. Dann bäumte das Pferd zurück. Der Mann aber hielt die Zügel fest und gewann wieder festen Boden. Annie saß bleich und zitternd auf dem Wagen und blickte schauernd hinab. Die Brücke war verschwunden. Ihre Reste trieben in einiger Entfernung auf dem reißenden Wasser. Der Mann hier, der Landstreicher, hatte ihr das Leben gerettet. Sie griff in die Tasche und reichte ihm wortlos ihre Geldbörse hin. Er aber nahm sie nicht. Jetzt sah Annie ihm genauer ins Gesicht. Er war noch jung und nicht häßlich. Die Armseligkeit seiner Kleidung stand mit seinem Stolz in Widerspruch.

„Ich wollte Ihnen nichts nehmen, wie Sie wohl fürchteten", sagte er mit tiefer, wohlklingender Stimme, deren Ton Annie seltsam ergriff. Auf den unrasierten Wangen des Fremden lag dunkle Glut, als er weiter sprach: „Ich wollte Sie nur warnen, als ich Sie auf die Brücke zufahren sah. Wenn Sie es selbst gesehen hätten, wäre es zu spät gewesen."

„Bitte, nehmen Sie doch eine Belohnung", sagte Annie. „Wie soll ich Ihnen danken?"

„Ich will nichts geschenkt haben", erwiderte der Fremde. „Ich suche Arbeit. Vielleicht können Sie mir sagen, wo ich welche finde?"

„Das kann ich", sagte Annie ohne Zögern. „Auf Gut Dolgenhain werden immer Arbeitswillige gebraucht. Steigen Sie auf." Der Mann sah zwar völlig verarmt aus, aber seine Augen waren klar und ehrlich. Seine Tat sprach für ihn. Sie mußte jedoch ihre Aufforderung wiederholen, ehe der Fremde ihr Folge leistete. — Schweigend fuhren sie nach dem Gutshof zurück. Da hieß Annie den Mann draußen warten und ging zu ihrer Mutter. Mit bewegten Worten schilderte sie das Erlebnis.

„Ich wäre mit dem Fuhrwerk ins Wasser gestürzt. Er hat mich gerettet. Gib ihm Arbeit, Mutter! Auch zur Sühne, weil ich ihm so Unrecht getan."

Die Gutsfrau rief den Fremden herein. Ihre scharfen Augen erkannten: auf den war Verlaß. Solche Leute konnte sie brauchen. Als sie seine Papiere sah, hob sie erstaunt den Kopf.

„Sie besuchten die landwirtschaftliche Hochschule?"

„Ja; aber ich war Werkstudent. Das Geld zum Studium mußte ich mir erst verdienen, da meine Eltern ihr Vermögen verloren haben. Eine Krankheit zehrte meine geringen Ersparnisse auf. Ich wollte nach Hause, und da ich kein Fahrgeld besaß, mußte ich zu Fuß . . ."

„Sie können bei uns bleiben. Mein Inspektor braucht eine Hilfe", sagte die Gutsfrau entschlossen.

Danach erhielt die Mamsell Auftrag, passende Kleidung für den neuen Gehilfen aus dem Nachlaß des Herrn herauszusuchen.

An andern Tage mußte die kranke Kuh notgeschlachtet werden.

„Es ist meine Schuld", sagte Annie zu ihrer Mutter. „Ich habe deinen Auftrag nicht ausgeführt."

Die Mutter aber fächelte gütig.

„Du fandest einen guten und starken Menschen. Das ist der schönste Gewinn."

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 31 Samstag, 6. August 1927

In letzter Stunde

Skizze von Georg Persich.

Langsam verhallende Schläge einer Kirchturmsuhr, die das Geräusch der Straße übertönten.

Noch eine Stunde, dann mußte er auf dem Schiffe sein, dann begann die Fahrt, die weite Reise über das Meer.

Seine Sachen hatte er gepackt, die Rechnung beim Wirt beglichen. Das Stübchen des Hafengasthauses, in dem er die Nacht verbracht hatte, wurde ihm schon zu eng. Aber nur noch eine Stunde, dann würde ihm freier und leichter zu Mute sein, der beklemmende Druck schwinden, der ihm so oft den Schlaf geraubt hatte.

In Amerika würde man ein ganz neuer Mensch werden. Darum wollte er ja hinüber. In der Heimat gab es kein Fortkommen mehr; man konnte sich nicht rühren, einer stand dem anderen im Wege, drängte und stieß ihn. Drüben war noch Spielraum, man konnte sich tummeln, der Tüchtige galt etwas.

Stimmen erklangen vor der Tür. Ein Klopfen. Auf sein „Herein" öffnete der Wirt. Hinter ihm sah Paul Hagen ein fremdes Gesicht.

„Entschuldigen Sie", sagte der Herbergsvater, „Sie werden ja bald räumen, jedes Zimmer ist besetzt. Darf der Herr hier wohl schon sein Gepäck einstellen?"

„Meinetwegen."

„Es ist nur ein Handkoffer", erläuterte der Fremde, „und Sie brauchen sich durchaus nicht zu beeilen."

„Treten Sie nur näher! Ich bleibe nicht mehr lange, in einer Stunde muß ich an Bord sein."

„Und ich komme von Bord." Es war ein schon älterer Mann mit ergrautem Haar. „Komme direkt aus dem Lande, wo die Dollars auf der Straße liegen. Es wird einem nur verdammt schwer, sie aufzuheben."

„Sie waren längere Zeit in Amerika?"

„Runde zwanzig Jährchen."

„Da muß es Ihnen ja drüben gefallen haben."

Ein kurzes Auflachen. „Meinen Sie? Aber Sie sind noch jung und halten zwanzig Jahre für eine Ewigkeit, können sich nicht vorstellen, daß sie im Nu dahinfliegen." Er sagte es mit einer gewissen Bitterkeit; auch seine einfache Kleidung ließ vermuten, daß er in Amerika keine Seide gesponnen hatte. „Dabei ist mir jetzt, als wäre ich gar nicht fortgegangen. Ein Blick in den Spiegel freilich sagt mir, daß ich alt und grau geworden bin."

„Es glückt wohl nicht jedem, der hinüber geht?" fragte Paul Hagen vorsichtig.

„Nicht jedem? Nein, wahrhaftig nicht. Nur den allerwenigsten. Aber geredet wird immer nur von diesen. Ich bin auch oft genug nahe daran gewesen, unter den Schlitten zu geraten, wurde hin- und hergeworfen, nach Texas, Kalifornien, ja, bis hinauf nach Alaska, wo ich als Goldgräber Schätze sammeln wollte, dann bis nach Mexiko hinunter — elend ist es mir fast überall ergangen, aber ganz unterkriegen ließ ich mich doch nicht."

„Konnten Sie denn nicht schon zurückkommen, als Sie sahen, daß Ihre Mühe umsonst war?"

„Das ist es ja eben, man hofft immer, es doch noch zu schaffen; man will es schaffen. Und darüber vergehen die Jahre. Ich war schon verheiratet, als ich in Amerika mein Glück machen wollte, Frau und Kind sollten nachkommen. Aber eines Tages erhielt ich die Nachricht, daß meine Frau gestorben sei. Da war mir erst recht alles einerlei, ich ließ mich ganz treiben."

„Und werden Sie nun immer hier bleiben?"

„Ich habe keine Zeit mehr an Amerika zu verschenken. Der Rest vom Leben, der mir geblieben ist, gehört meinem Kinde, meiner Tochter. Von ihr bekam ich eines Tages einen Brief, daraus sprach eine Liebe, wie ich sie gar nicht verdient habe. Denn ich bin doch im Grunde ein schlechter Vater gewesen. Geld habe ich zwar öfter nach Hause geschickt, aber man schuldet seinem Fleisch und Blut ja noch mehr als Geld. Und ihr Bild, das sie mir mitschickte, war meiner Frau so ähnlich. Was für ein Narr bin ich doch gewesen! Im gelobten Amerika bin ich Jahr um Jahr hinter dem Dollar hergelaufen, habe zuguterletzt ein paar Hände voll davon erwischt, aber darüber das Beste verloren. Was noch zu retten war, wollte ich retten, es trieb mich geradezu aufs Schiff. Und hier atme ich wieder auf."

Der Wind, der den Klang der Turmuhr vorhin durchs offene Fenster geweht hatte, trug jetzt den dumpfdröhnenden Baß eines im Hafen liegenden Dzeandampfers herein.

Paul Hagen griff nach seinen Habseligkeiten. „Ich will mich verabschieden."

„Warum so schnell? Lassen Sie Amerika ruhig warten, es empfängt die Leute, die bei ihm Arbeit und Verdienst suchen, nicht mit offenen Armen. Und Deutschland, scheint mir, braucht junge Kräfte viel nötiger."

„Es braucht sie nicht. Unzählige liegen brach."

„Ein Uebergang! Es wird besser werden. Und man soll für das eigene Land arbeiten, nicht für ein fremdes, das dafür keinen Dank weiß. Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen. Sie fahren nicht mit diesem Dampfer — das mit der Fahrkarte wird sich ordnen lassen — und helfen mir, der ich hier einigermaßen fremd geworden bin, wenn ich irgend eine Sache anfange. Das ist nämlich meine Absicht. Zwar bin ich kein reicher Mann, aber einiges habe ich, wie schon gesagt, mitgebracht. Amerika bleibt noch eine Weile auf demselben Fleck liegen; Sie kommen noch früh genug hin, wenn es später unbedingt sein muß. Also überlegen Sie nicht lange, schlagen Sie ein!"

Wieder der laute Ruf des Dampfers, aber er traf kein williges Ohr mehr; und wieder der Klang der Turmuhr, und der war wie ein Gruß zu neuem Leben in der alten Heimat.

— — — — —

Ein Hochzeitstag. — Paul Hagen ist der junge Ehemann, Mitinhaber eines von seinem Schwiegervater begründeten, von ihm aber durch Fleiß und Tüchtigkeit verheißungsvoll entwickelten Geschäfts.

Und als der alte Herr den Kindern noch einmal Glück wünscht, sagt er: „Durch einen Zufall haben wir uns kennen gelernt, Paul; aber ein wenig habe ich, wie Du heute erfahren sollst, nachgeholfen. Der Wirt des Hafengasthofs erzählte mir, als ich ein Zimmer verlangte, daß eines in etwa einer Stunde frei werden würde; es sei von einem jungen Manne bewohnt, der nach Amerika abdampfen wolle, und er bat mich, so lange in der Gaststube zu warten. Aber da war mir, als müßte ich diesen jungen Mann warnen. Ich dachte zurück an meine Abfahrt und daß ich vielleicht nie ausgewandert wäre, wenn mir jemand, dem ich vertrauen konnte, damals abgeraten hätte. So ließ ich mich unter dem Vorwand, mein Gepäck einstellen zu wollen, zu Dir führen. Die höchste Zeit war es ja —! Bist Du zufrieden, daß ich Dich zurückgehalten habe?"

Paul blickte lächelnd sein junges, bräutlich geschmücktes Weib an und fragt zurück: „Glaubst Du denn, daß ich solch ein Glück in Amerika gefunden hätte?"

Sommer

Frau Sonnenblume am Gartenhag,
Erheb' deine goldene Kron'!
Nun kommt der junge Sommertag —
Und was in Nacht und Schatten lag,
Erglüht wie Purpur schon.

Nun kommt der junge Sommertag —
Mein Herz, schließ auf das Tor!
Was zögerst du und pochst so zag?
Zerspreng das Schloß mit einem Schlag:
Das Glück steht scheu davor!

Was zögerst du und pochst so zag?
Schreckt dich des Glückes Glanz?
Freu' dich am letzten Sonnentag —
Und was in Nacht und Nebel lag,
Schmück mit der Freude Kranz.

Der kleine Demokrat

Eine gänzlich unpolitische Humoreske von

Paul Burg.

Der letzte schmucke, blonde Herzog unseres Ländchens heiratet eine junge Schauspielerin seines Hoftheaterchens. Heut abend ist Fackelzug vor dem Schlosse. —

Zu Füßen seines kunstliebenden Großpapas habe ich mal . . . Das war ein Heidenspaß in goldenen Quartanertagen! Auf dem „Schloßbahnhof", kurz vor einem großen Empfang, bin ich Bengel damals neugierig in den Fürstensaal geschlüpft, zu sehen, was so bei Hofe geschieht. Rasch unter ein Sofa gekrochen, in der Faust eine Tafel Schokolade — für alle Fälle. Lange Zeit kam gar keiner, dann erschienen ein paar Lakaien. Sie rückten an den Möbeln, wischten Staub und taten furchtbar feierlich. Wie auf der Theaterbühne. Draußen rollten Hofwagen vor, die Türen wurden aufgerissen — es zog fürchterlich unter meinem Sofa in der dunklen Ecke.

Hofdamen und Kavaliere rauschten herein ins festliche Gemach. Sie standen feierlich und still herum; mir kam es ziemlich langweilig vor, und ich zerbrach meine Schokolade.

Auf einmal kam Bewegung in die Herrschaften, und einer von ihnen schritt würdevoll hinaus. Leise klingelten die Orden auf seiner Brust. Auf seinen Stock gestützt, trat unser alter Herzog ein. Man brachte ihm einen Sessel.

Draußen auf dem Bahnsteig wurde eben ein langer Teppich bis zu den Geleisen ausgelegt. Sporengeklirr und Säbelrasseln. In der offenen Tür erschien der Bahnhofsvorsteher in großer Uniform, den Zug zu melden, und eben fuhr auch noch ein Hofwagen vor. Ein Prinzeßchen huschte herein. Verneigungen, Knickse und Kleiderrauschen.

Schwapp, saß das Mädel auf meinem Sofa, daß es krachte, und ließ ein Hündchen vom Schoße gleiten. Wenn der Seidenpinscher mich unterm Sofa erwischt! Hängen würden sie mich oder erschießen — ich las schon mein Ende in den Zeitungen, mein Bild und Aussagen meiner Lehrer über mich; letzte Woche hatte ich in Latein „Kaum genügend" geschrieben. Selbst wenn mich der Herzog vielleicht begnadigte, mit der Versetzung war es doch vorbei.

Ich drückte meine Schokolade in der Faust zusammen, aber der Pinscher hatte sie doch schon gerochen, kam zu mir unters Sofa und leckte meine Finger ab, leckte mir das Gesicht mit seiner raschen Zunge und schmierte mir den braunen Schokoladengesicht um die Nase.

Belle nur nicht, Hündchen! Ich will das Riesen schon verkneifen. Ei, das war ein lieber Kerl mit klugen Augen, blinzelte mich an und knabberte an meinen Fingern, ich solle die Faust noch weiter öffnen. Ein wenig gab ich dem Prinzeßchenschoßhund Raum.

Da rief schon eine helle Stimme: „Pussy!“

Er flitzte unterm Sofa vor, sprang ihr auf den Schoß und wühlte seine schokoladenbraune Schnauze in ihr weißes Seidenkleidchen. O weh, o weh! Beschmutzung eines herzoglichen Gewandes also auch noch! Ich sah den Tod wieder näher — siebzig Pfennige hatte ich noch, und Karl Fricke bekam noch eine Venezuela-Marke von mir . . . Wer macht nicht Schlußabrechnung in solchen Sekunden!

Dem Himmel sei ewig Dank! Draußen fuhr der Zug ein, Kavaliere und Damen bildeten eine Gasse zur offenen Tür. Herzog und Prinzessin traten hinaus auf den Bahnsteig. Hofdamen und Kammerherren, — von allen sah ich nur die Füße — und deshalb wurde es mir wieder langweilig unter meinem Sofa.

Einer bei der Tür machte leise faule Witze. Lautloses Hoflachen, eher Gemecker.

Für mein Ausharren unter dem Sofa wurde ich doch belohnt; Großfürst Nikolaus trat neben dem Herzog ein. Wundervolle große Augen hatte er. Wenn diese Augen mich unter dem Sofa und meine schmierige Schokoladenfaust erblickt hätten, wäre er wohl in seiner bekannten Furcht vor Attentaten zurückgeschreckt und sofort wieder abgereist. Die ganze Weltgeschichte vor und nach 1914 hätte vielleicht eine andere Wendung genommen — ich aber wäre gerädert worden.

Er sah nichts, er träumte. Bei der Vorstellung der Hofleute war die Stube so voll von Menschen, daß auch ich nichts sah als ein Spitzenkleid und ein paar nicht eben kleine Hofdamenfüße hart vor mir. Bis zur Abfahrt, vier- und sechsspännig, streng nach dem Zeremoniell, ging es schrecklich steif her, und die hohen Herrschaften taten mir eigentlich leid.

„Wer hat denn meinen Pussy mit Schokolade gefüttert? Das ganze Kleid ist mir versaut — das ist doch gemein!“ hallte auf einmal Prinzessins helle Stimme in das Hackenklappen und Säbelgerassel.

Ein vielstimmiges „Oh“ und „Ah“ des Bedauerns und Schmunzelns. Der Großfürst lachte.

Ich aber verlor das letzte bißchen Bewußtsein, zumal der Seidenpinscher, dem jemand einen Fußtritt gegeben hatte, auch noch jaulend unter mein Sofa geraust kam — um bei mir Allerärmsten Schutz zu suchen. Bei mir, der ich für mein Leben keinen Deut mehr gab! —

Großzügig sind solche Herrschaften; sie fragten nicht nach dem Wer und Woher, sondern fuhren ab, allesamt.

Als ich so langsam zu mir kam, war auch das Hündlein fort, und der letzte Lakai klappte eben die große Glastür hinter sich zu. Da bin ich unter meinem Sofa hervorgekrochen und hinter ihm aus der Tür geschlichen, stocksteif, Gesicht und Hände von weicher Schokolade verschmiert. Der Lakai packte mich beim Rockzipfel — ich riß mich los und fiel die zwei Stufen herunter auf den Teppich. Aber eine Riesenohrfeige ereilte mich doch noch — während da vorn die Herrschaften abfuhren. In den nächsten Busch verkroch ich mich und schalt auf alle Fürsten. — —

Ich bin heute zu dem Fackelzug gewesen und habe wieder etwas erlebt, was nicht eben höfisch alltäglich ist. Warum ist man von so kleiner Statur, daß man nichts sieht als die Rücken der andern? Und warum kauft man sich, wenn der letzte Herzog heiratet, nicht einen neuen Zylinderhut? Meinen hatte ich, weil er so unansehnlich geworden war, mit Benzin und Bürste fleißig aufgefrischt. Es gab heut abend viele Jungen voll Uebermut, wie ich damals einer war; sie warfen Frösche und Bumfeuer zur Vergnügen. Eins davon fiel mir auf den Hut.

Mein schöner Hut, den so viele Erinnerungen zieren, er brannte lichterloh. Das Volk schrie auf — die Feuerwehr rettete. Das heißt, sie kam wieder mal zu spät, denn ein Beherzter hatte mir schon den brennenden Hut herunter geschlagen.

Die junge Herzogin hat über meinen brennenden Hut laut gelacht — sie ist sehr hübsch. Sie dachte gewiß, das wäre ein Witz . . . Zur ersten Taufe hause ich mir einen neuen Seidenhut.

—⊙—

Erlebnis

Skizze von Wally Eichhorn-Nelsen.

Ich hatte die Thüringer Berge einen Frühling lang durchstreift. Da fand ich ein paar Hünslein zwischen Wiesen und Aeckern liegen, umrauscht von weiten dunklen Fichtenwäldern. Das Dörfchen lag so weltfern und versunken in [illegible] Ruhe, daß ich mich zu Weile gehen [illegible]

Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein.
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh';
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt.

Gottfried Keller.

ben entschloß, und wenn ich hätte im Heu schlafen müssen. Doch ich hatte Glück, sie behielten mich in einem kleinen Haus, das dem Wald am nächsten lag und wie ein Schwalbennest am Berghang klebte. Da war ein altes Bett frei mit vergilbten Rosenkränzen und frischem Strohsack und ein winziges Giebelstübchen. Eine mächtige Linde blühte herein, und manchmal kamen auch ihre Bewohner vertraulich näher: Finken und Stare und Blaumeisen. Die weckten mich am Morgen und nachts rauschte mich der Wald in den Schlaf. Alles war so unglaublich idyllisch und friedlich, und auch das Leben der paar Menschen ging ruhig und ohne Zank dahin, und sie fügten sich gut in das trauliche Bild und schienen verwachsen mit diesem Flecklein Erde.

In der niederen Bauernstube mit den ästigen, weißgescheuerten Tannendielen saß die alte Großmutter und spann. Das Kind, ein zwölfjähriges Mädchen, ging verträumt umher, den kleinen Kopf voll von den Märchen und Weisheiten der Großmutter. Dann das Ehepaar. Sie, eine schmale, dunkle Frau mit wunderschönen Augen, war sehr still, und ich sah sie nie im Zorn, aber auch nie lachend. Es lag immer etwas Herbes, Abweisendes um sie. Vielleicht hatte darum auch der Mann ein so stilles und gedrücktes Wesen angenommen, er, der blond und stark, eigentlich eine helle Siegfriedgestalt war, wenn nicht ein schwerer Ernst, fast eine Trauer, sein Gesicht beschattet hätte.

Nach und nach fiel mir auf, daß die Ehegatten nur das Notwendigste miteinander sprachen, und ich ahnte, daß hier etwas Schweres still getragen wurde. Und einmal, als ich im Abenddämmer allein bei der Großmutter saß, erfuhr ich davon. Die alte Frau, die wohl fast niemand hatte, mit dem sie über das, was ihr schwer am Herzen lag, reden konnte, sprach sich einmal alles von der Seele.

Der Mann war vor Jahren oft ins Kirchdorf hinunter gegangen — zu einer anderen. Als die Frau davon erfuhr, machte sie kein Geschrei. Aber sie räumte ihr Bett in die Kammer der Mutter und ging an dem Manne vorbei wie an einem Fremden. Und als der begriff, daß er sie verloren hatte, begann er wieder um sie zu dienen. Nie mehr ging er in das andere Dorf. Er sah keine andere mehr, als diese eine, diese seine Frau. Aber sie war nun wie erstarrt; eine Mauer stand zwischen ihr und ihm.

Das ging nun schon bald drei Jahre so. „Weiß Gott, er hat genug gebüßt“, sagte die alte Frau. „Man muß auch einmal vergessen können. Und früher lebte sie doch für nichts auf der Welt als für ihren Richard. Nun weiß ich nicht: ist noch etwas davon übrig oder ist sie wirklich fertig mit ihm? Ich bin doch ihre Mutter. Aber sie vergräbt alles in sich, — und wenn ich einmal davon anfange, geht sie hinaus.“ Sie seufzte. „Aber sie war schon immer so eine Eigene, meine Helena.“ Die alte Frau versank in trübe Gedanken.

Als dann die Tochter herein kam, ging ich still hinaus und sann noch lange über das Geschick der beiden Menschen nach, die gewiß im tiefsten zueinander gehörten und die doch nun, jeder für sich, ihren einsamen bitteren Weg gingen. Nachher sah ich den Mann einmal am Samm der Linde lehen, und sein Blick ging unsagbar müde und verloren irgend wohin ins Weite. Vielleicht dachte er, wie sinnlos dies Leben sei — und fand doch nicht die Kraft, fortzu[illegible] und ein neues anzufangen . . .

Dann kam eine Zeit, in der ich ihn kaum noch sah. Er ging immer, wenn er auf dem Felde fertig war, in den Schieferbruch, wo er arbeitete, wie alle die kleinen Bergbauern. Den ganzen Tag war er nicht daheim. Hellwiede, das Kind, trug ihm jeden Mittag das Essen hinaus.

Und in dieser Zeit, da der Mann fern war, schien mir die Frau weicher und trauriger, als ließe sie sich einmal gehen und müßte nicht immer über sich wachen und auf Abwehr bedacht sein. Ich hätte ihr sagen mögen: „Laß dich doch gehn. Sei die Frau, die du bist! Sei nicht so ängstlich, daß du zuviel Liebe geben könntest — man kann nicht genug Liebe geben. Eines Tages weint man bitter um Versäumtes.“ —

Es war ein heller Frühsommertag. Ich saß mit der Großmutter und Frau Helma in der Stube beim Kaffee und sagte eben, daß ich noch bis zum Abend in den Wald wollte. Da klang es dumpf und schütternd aus der Ferne wie gewaltiger Donner. Wir blickten erstaunt nach dem Himmel, der blau und wolkenlos strahlte. Ein Gewitter konnte es nicht sein — auch blieb es nun ruhig. Doch die Großmutter lauschte immer noch und ihr Blick war abwesend. „Wenn das im Bruch war . . .“, sagte sie einmal langsam und mehr zu sich selbst.

Frau Helma wurde plötzlich unruhig. Sie ging wieder und wieder ans Fenster und horchte hinaus. Auf einmal kam eine schreiende Knabenstimme vom Walde her. „Der Berg! Der Berg hat sie erschlagen!“ Und im Vorüberlaufen. „Eurer ist auch dabei!“

Frau Helma wurde grau — bewegte die Lippen, aber kein Ton kam aus ihrer Kehle. Sie taumelte zur Tür, lehnte haltlos am Pfosten, die schwarzen Augen weit aufgerissen, entsetzt und fassungslos.

Doch die Großmutter schrie mit hoher, zornig gellender Stimme: „So geh doch hin! Sieh, was mit ihm ist!“

Nun schrak sie auf und lief ohne ein Wort hinaus und den Weg zum Wald hinauf, daß ich ihr kaum folgen konnte. Sie schien auch gar nicht zu wissen, daß ich neben ihr ging, daß es überhaupt noch etwas gab, außer dem Mann in Not. Ihr zartes, sanftes Gesicht war fremd und hart, voll schmerzhafter Spannung, der Blick krampfhaft geweitet.

Einmal stolperte sie und knickte zusammen. Ich half ihr auf. Da starrten mich ihre dunklen Augen an, voll irrer Angst und Verzweiflung. „Wenn er tot ist . . .“, murmelte sie mit blassen Lippen.

Wir hasteten weiter, immer bergan mit pfeifendem Atem und hämmerndem Puls, ruhten nicht, bis wir den Bruch erreichten. Der wimmelte von schreienden Menschen, die zwischen den Trümmern herumirrten. Ueberhängendes Gestein war in die Tiefe gestürzt und hatte lockere Erdmassen mitgerissen. Tote gab es zwar nicht, aber viele Verletzte. Richard, ihr Mann, lag abseits im Moos, notdürftig verbunden; an Wangen und Hals klebte noch geronnenes Blut. Sein Gesicht war erschöpft und schmerzlich verzogen, und er hielt die Augen geschlossen.

Als die Frau ihn sah, schrie sie jäh und schrill: „Richard!“ Er schlug die Augen auf, erkannte seine Frau — staunend — in Angst um sich, und — die Freude war wohl zu stark nach Blutverlust und Schrecken — er wurde fahl und verlor das Bewußtsein. Da nahm sie sich zusammen, rief einem zu, daß er Wasser bringe, kniete neben dem Mann und schob sacht ihre Hand unter seinen Kopf. Sie wollte ruhig und besonnen sein, aber es schüttelte sie ein wildes Schluchzen, und die Tränen liefen ihr über die Wangen und netzten das Gesicht des Ohnmächtigen.

Er kam bald wieder zu sich, sah in das schmerzzerrissene Gesicht seiner Frau, hob mit Mühe einen Arm und zog sie zu sich herab, daß Wange an Wange lag. So verharrten sie lange stumm und inbrünstig.

—⊙—

Das gute Geschäft

Skizze von A. Klingspor-Steglitz.

Hoch im Norden von Berlin befindet sich in einer Seitenstraße eine kleine Antiquitätenhandlung, deren Inhaber, wie draußen zu lesen ist, auch Pfandleihgeschäfte macht. Herr Wendehals, dem dieser Laden gehört, beobachtete eines Abends einen blassen jungen Menschen, der mit einem verhüllten Gegenstand im Arm unschlüssig vor dem Laden hin und her lief. Wendehals kannte diese Art Leute. Der Fremde trat schüchtern in den Laden und fragte, indem er eine alte, unansehnliche Geige auspackte, ob ihm darauf fünf Mark gelihen [illegible]

Herr Wendehals betrachtete die Geige. Sie schien ihm kaum so viel wert.

„Drei“, gestand er zu, „mehr nicht.“

„Ich brauche fünf Mark“, sagte der Fremde bedrückt, „die Geige soll wertvoll sein. Könnten Sie mir nicht fünf Mark geben?“

„Offen gestanden, ich verstehe von Musikinstrumenten wenig“, erwiderte Wendehals. „Ich beleihe sie nur höchst ungern. Vielleicht versuchen Sie es anderwärts.“

„Ich habe keine Zeit, lange herumzulaufen. Hier ist noch ein Ring. Zwar nicht wertvoll, aber echt.“

„Schön, ich gebe Ihnen die fünf Mark.“ — Einige Tage später gewahrte Herr Wendehals einen gutgekleideten älteren Herrn vor dem Schaufenster, der die Auslage musterte. Er betrat den Laden, fragte nach dem Preis einer Dose und war schnell gefesselt von den Raritäten, die der Laden enthielt. Er kaufte eine Kleinigkeit und suchte nach Art der Altertumsliebhaber überall umher. Da sah er die Geige. Es gab ihm einen sichtbaren Ruck — er sah näher zu — nahm sie zur Hand, eilte „um besser sehen zu können, zur Ladentür und rief: „Menschenskind, wie kommen Sie zu der Amati?“

„Amati! Wieso? Soll das alte Ding etwa eine Amati sein?“

„Ja, wissen Sie denn das gar nicht? Na, das ist gut! Hier steht ja das Zeichen“, damit deutete er in das Innere der Geige. „Ich irre mich nicht, bin Fachmann, Professor Melchers von der Staatlichen Hochschule für Musik“, stellte er sich mit leichter Verbeugung vor. „Uebrigens“, fuhr er fort, „dieses Exemplar ist völlig verwahrlost; aber lassen Sie es erst mal ausgebessert sein. Erstklassig. Freilich kostet das Instandsetzen erst noch einen Haufen Geld.“

„Wären Sie vielleicht Käufer für die Geige?“

„Ich? Ach, du lieber Himmel, ich kann mir eine derartige Kostbarkeit nicht leisten.“

Wendehals wurde sehr hellhörig.

„Was glauben Sie denn, was die Geige wert ist?“

Der alte Herr sah sie zärtlich und verliebt an und fuhr sachte mit der Hand über die Saiten: „Das läßt sich schwer sagen. In ihrem jetzigen Zustand etwa vier bis fünf Mille. Wollen Sie sie denn so, wie sie jetzt aussieht, verkaufen?“

„Wenn sich ein Käufer findet, ja!“

„Ich hätte einen. Eine sehr wohlhabende Schülerin von mir. Die nimmt die Geige sofort — zahlt jeden Preis. Ich spreche die Dame morgen um zehn Uhr. Es kann sein, daß wir sofort kommen. Sonst im Laufe des Tages. Sie wird entzückt sein von der seltenen Gelegenheit. Bedingung ist, daß Sie die Geige inzwischen nirgends anbieten. Hier ist meine Karte.“

„Und was kann ich von der Dame fordern?“

„Seien Sie nicht zu unbescheiden, dann kommt das Geschäft um so sicherer zustande. Mir können Sie als Vermittlungsgebühr jene Dose im Schaufenster verehren“, fügte er lachend hinzu.

„Wird gemacht, Herr Professor, wird gemacht.“

Zur Sicherheit suchte Wendehals im Adreßbuch den Namen des Professors. Die Adresse stimmte.

Wendehals rieb sich vergnügt die Hände. Das versprach ein ganz hervorragendes Geschäft zu werden. Nun hieß es, die Geige zu bekommen.

Nach der auf dem Pfandschein angegebenen Adresse fand er die Wohnung des blassen jungen Menschen ohne Schwierigkeiten. Er schien fast noch gedrückter als beim Versatz der Geige. „Sagen Sie mal, mein Herr, wollen Sie das alte Ding, die Geige, die Sie kürzlich brachten, nicht verkaufen? Ich hätte einen Käufer.“

„Meine Geige verkaufen?“ war die erschrockene Gegenfrage. „Nein. Es ist ein Erbstück. Mein Großvater brachte sie mit aus Italien.“

„Aha“, dachte Wendehals. Laut sagte er: „Seien Sie nicht sentimental, junger Mann. Sie brauchen notwendig Geld, und mein Käufer, der verdrehte Zwickel, will gut zahlen. Wieviel wollen Sie denn haben?“

Eine Weile war alles still. Dann sagte der Blasse, und es zitterten Tränen in seiner Stimme: „Ich könnte mich nur dann von meiner Geige trennen, wenn mir der Verkauf wirklich helfen würde. Ich will in ein übersseeisches Land, wo meine Mutter todkrank darniederliegt.“

„Und wieviel würden Sie dazu brauchen?“

„Lassen Sie, es hat keinen Zweck.“

„Na, eine Summe können Sie doch nennen.“

„Ich brauche mindestens 500 Mark.“

Wieder eine Weile Schweigen. Ganz so hoch hatte Herr Wendehals allerdings nicht gehen wollen. Er maß sich noch eine Weile, feilschte [illegible]

Heimkehr

Ja meine Heimat kam ich wieder;
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremder Menschen fremd Gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
„Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt ‚sind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr!“

Hermann Lingg.

drückte. Umsonst. Dann zählte er fünf Scheine auf den Tisch und ließ sich vorsichtigerweise eine Quittung ausstellen.

Jetzt ging er an, sich des guten Geschäfts zu freuen. Er konnte in dieser Nacht kaum schlafen.

Als aber der Professor am nächsten Tage nicht kam und auch am darauf folgenden nicht, sank seine Freude immer mehr zusammen. Er nahm ein Auto und fuhr mit der kostbaren Geige zu dem Professor.

Es war sehr schwer, dort vorgelassen zu werden, und dann, als es ihm endlich gelang, stand er einem Herrn gegenüber, den er nie gesehen hatte. Der wollte ihn sehr kurz abfertigen. Nein, er war nie in jener Gegend gewesen. Aber kaum hatte er gehört, daß es sich um eine Amati handele, da konnte er es nicht erwarten, sie zu sehen. Doch als er sie betrachtete, lachte er unbändig.

„Das eine Amati? Dieses Jammerholz hat neu höchstens sieben Mark gekostet. Wenn Sie dafür noch drei Mark bekommen, dann haben Sie Glück.“

Herr Wendehals eilte sofort zu dem Blassen, um vielleicht noch etwas zu retten. Aber der war längst über alle Berge.

—⊙—

Der weiße Elefant

Skizze von Richard Euringer.

Als Barnum, der König der Zirkusleute, den berühmten Riesenelefanten Jumbo, um den es zwischen England und Amerika beinahe zum Krieg gekommen wäre, in der neuen Welt vorstellte, verdiente er an dem Koloß, den er um zehntausend Dollar Regents Park entführt hatte, in sechs Wochen dreimalhundertfünfzigtausend Dollar.

Soviel Geld hatte er bisher mit seinen ganzen zwanzig Elefanten nicht verdient, und so sagte er sich, daß er auf dem rechten Wege sei, mit immer kühneren Kosten, gewagteren Verschiffungen, tolleren Erwerbungen immer fabelhaftere Gewinne zu erzielen.

Seither war er von einem geradezu krankhaften Verlangen beherrscht, einen von den heiligen weißen Elefanten Indiens zu erwerben.

Weil nun aber der Verkauf eines solchen Tempeltiers zu unheiligen Zwecken jeder Ueberlieferung und Sitte, ja dem heiligsten Empfinden eines ganzen Volkes von Pilgern ins Gesicht schlagen mußte und in seinen Folgen gar nicht auszudenken war, forderte Barnum, selbst nicht abkömmlich, seinen verschmitztesten und gerissensten Unterhändler auf, sich ins Vertrauen einer Priesterschaft zu stehlen und mit allen Mitteln goldener Bestechung den abenteuerlichen Handel einzufädeln.

Mr Davis reiste denn nach Indien an den Hof des Königs Theebaw von Burma, ließ alle Künste spielen, alle Minen springen, bekam jedoch, da sich zeitig Mißtrauen meldete, trotz aller Opfer die seltenen Tiere nicht einmal zu Gesicht.

Schon fürchtete er, seine Pläne seien endgültig gescheitert, als einer von den Tempeldienern in tiefster Heimlichkeit sich ebenfalls gefügig zeigte, ihm wenigstens den Anblick der weißen Elefanten zu erschließen.

Davis lohnte ihm diesen Dienst mit einer Summe, die dem Inder die Besinnung raubte, und als dann die Männer in stiller Sternennacht zum Tempel schlichen und vor den heiligen Dickhäutern sich an [illegible]

sterung gegenseitig überboten, schwur Barnum, Abgesandter einen wilden Eid, er werde Burma ohne eines dieser Tiere nicht verlassen. Besonders war es Toung Taloung, der herrlichste der weißen Elefanten, dessen Glanz sein Sammlerherz entflammte, sein Auge blendete. Zwanzig-, dreißig-, vierzigtausend Dollar bot er dem Helfershelfer für die Entführung, ja selbst für die Duldung der Entführung! Der Inder wankte unter solchen Zahlen, und doch schüttelte er kleinmütig den Kopf und stellte dem Versucher die völlige Undenkbarkeit des Raubes vor: in tiefster Nacht noch werde Toung Taloung, das Tempeltier, die Stadt, das Land in Aufruhr setzen; in Scharen, nein, wie eine Völkerwanderung werde das Volk bis an die Grenze hinter ihm her ziehen, und der letzte Bettler noch, die Hand zum Himmel reckend, aufschreien: „Toung Taloung, der weiße Elefant!“

Der Yankee fluchte, gab es zu und drahtete an Barnum seine Not.

Barnum, in seinem Leben nie verlegen um Kolumbuseier, erwiderte zwei Worte: „Schwarz anstreichen!“

Da schlug sich Davis vor den Kopf. Der Inder aber lachte mit, aus vollem Hals, und in so guter Laune kam es denn zum Geschäft.

Fünfundsechzigtausend Dollar handelte der Tempeldiener dem Räuber ab für Toung Taloung, dazu zehntausend Dollar eigens für schwarze Tusche, Decken, Teppiche, Gehänge und Transport. Zudem mußte Davis schwören, daß er, was auch immer sich ereignen werde, seinen Hehler nie verraten, den Raub bis außer Landes geheimhalten, nie nach Indien wiederkehren und einem armen Schelm Vorsprung gönnen werde, in die Büsche irgend einer Dschungel zu entschlüpfen. Dafür übernahm er die Vermummung, die Entführung und Verschiffung auf persönliche Gefahr.

Alles klappte bis ins kleinste. Schwarzgrau getüncht, unter Teppichen und Decken schier erdrückt, traf Toung Taloung in dunkler Nacht an Bord ein, tobte sich gehörig aus und schaukelte, ehe er sich recht besann, bereits auf hoher See.

Barnum, durch ein geheimes Schreiben benachrichtigt, fiel vor Freude fremden Menschen um den Hals, ließ aber dann, in Angst, das teure Kleinod noch im letzten Augenblicke zu verlieren, alles stehen und liegen, reiste los und führte 1884 seinen weißen Elefanten eigenhändig in Newyork ans Land.

Irgend ein Gerücht von tollen Abenteuern hatte sich natürlich längst herumgesprochen; Barnum aber, als ein Mann, der seinen Vorteil niemals übersah, dachte nicht daran, seinem Publikum nach so großen Kosten eine Freivorstellung zu bieten, und schaffte das tiefvermummte Tier erst in aller Stille in den Stall. Dann aber stieß er seine gellendsten Fanfaren in die Massen, versprach Unglaubliches, das Unerhörte, und bat bei höchsten Preisen ganz Newyork in seine Zelte.

Der Zulauf war denn auch derart, daß den erste Tag allein bereits die Kosten des Einkaufs und der Reise deckte.

Von tobendem Beifallsgeschrei begrüßt, hielt Barnum eine seiner großen Ansprachen, kündigte den weißen Elefanten an, erzählte die Geschichte der Entführung, verschwieg getreu die Namen seiner Helfer und bat, dem Tiere die Ehren, die ihm im Tempel dargebracht, durch liebevolle Ehrfurcht zu ersetzen und so die heiligen Gefühle der Völker Indiens zu versöhnen.

Mund und Nase rissen seine Hörer auf und dachten sich nur: „Welch eine Frechheit! Dieser Mann ist ein ganzer Kerl!“

In stummem Schweigen führte er das Wundertier in feierlichem Zuge auf. Dann begann die Enthüllung. Decken, Tücher, Teppiche sanken in das Sägemehl der Manege. Alles ging langsam vor sich, damit die Vorstellung sich möglichst in die Länge zog. Wie dann aber Barnum eigenhändig daran ging, die dunkle Deckfarbe Toung Taloungs abzutragen, und die Wassergüsse aus den Bottichen über dessen Rücken strahlten, zeigte sich, verblüffend, daß der graue Elefant statt weiß immer schwärzer wurde, so daß die Massen in Bewegung kamen und bald Pfiffe durch den Riesenzirkus schrillten. Nur der dumme August und die Klügsten von den Klugen witterten den Witz des alten Gauners, seinen Elefanten erst noch schwarz zu malen, um ihn dann nur umso weißer zu bewähren!

Wie nun aber selb sidem Spaßmacher der Spaß in der Kehle stecken blieb und Barnum, kreidebleich, sich den Angstschweiß von der Stirne wischte, gar mit Davis aufgeregt zu krakeelen anfing, sah das Publikum, daß diesmal nicht das Publikum, sondern Barnum selbst, der alte [illegible]